

Rezensionen - Comptes rendus des livres

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **113 (2017)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezensionen – Comptes rendus des livres

ARANTES, LYDIA MARIA: Verstrickungen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Stricken und Handarbeit.

Berlin: Panama, 2017, 350 S.

Do it yourself und Handarbeiten aller Art sind im Alltag und in der Wissenschaft in, wie einige kulturwissenschaftliche Neuererscheinungen der letzten Jahre belegen.¹ Lydia Maria Arantes' Dissertation *Verstrickungen* schreibt sich in diesen Bereich ein. Sie eröffnet das Buch mit Überlegungen zum Feld und ihrer Verortung oder, wie sie zum Thema passend schreibt, Verstrickung darin, denn sie wollte ausgehend von ihrer langjährigen Erfahrung als Strickerin ein von ihr anfänglich als schön und spannungsfrei verstandenes Feld bearbeiten. Weiter wollte sie in ihrer Arbeit die Praxis (also den Akt der Herstellung, des Strickens) zusammen mit dem Ding (Produkt, Resultat der Arbeit) sehen und interpretieren.

Um das Feld kennenzulernen, führte Arantes erst an der Universität – mit Leuten tendenziell in ihrem Alter und mit ähnlichem Background und gleichen Textilarbeitsinteressen – Interviews durch. Die Feldforschung bestand dann aus siebzehn Interviews während einer dreiwöchigen Phase, bei der ihr der ihr seit Kindheit

vertraute Wollladen in ihrem Herkunftsort als Basis diente. Auffallend ist auch, dass die Verfasserin immer davon spricht, sich – wohl vielmehr ihr Thema – einer Abwertungs- und Abwehrtendenz seitens unseres Vielnamenfaches ausgesetzt zu sehen (zum Beispiel S. 19 f., 61). Um solche Spannungen, die sie auch teilweise im Umgang mit den Interviewten fühlte, aufzulösen und fruchtbar zu machen, stützt sie sich auf Methoden der Ethnopschoanalyse. Wie sie schreibt, herrscht in der deutschsprachigen Forschung «allmählich ein Konsens darüber, die Rolle des Forschenden im Feld nachzuzeichnen, samt ihren Handlungen und Ohnmachtsgefühlen, samt ihren Wahrnehmungen und unterdrückten Empfindungen, um so ihre Bedingungen des Wissens klarzustellen» (S. 77). Diese Verbindung zu Ansätzen der Ethnopschoanalyse erklärt wohl auch Arantes' starke Bezugnahme auf ihr Forschungstagebuch, das ihr nicht nur zur Dokumentation des Forschungsprozesses dient, sondern das auch eine ordnende und vor allem psychoreinigende Funktion wahrnimmt, wie sie mehrfach erwähnt (zum Beispiel S. 56, 59). Dies belegen auch die sehr umfangreichen Stellen aus dem Forschungstagebuch, die sie immer wieder einschleibt.

Generell gilt Handarbeit als Teil der Freizeit, ist nicht Erwerbsarbeit. Sie geschieht im Privaten und ist als Arbeit und Praxis in der Öffentlichkeit meist unsichtbar. Frauen nehmen jedoch Besitz von Räumen durch die von ihnen gestickten, genähten und gestrickten Gegenstände,

1 Vgl. zum Beispiel Langreiter, Nikola; Löffler, Klara (Hg.): *Selber machen. Diskurse und Praktiken des «Do it yourself»*. Bielefeld 2017; Baier, Andres et al. (Hg.): *Die Welt reparieren. Open Source und Selbermachen als postkapitalistische Praxis*. Bielefeld 2016.

was als befreiender Akt gelten mag. Dieser setzt sich auch im öffentlichen Raum fort durch das Tragen von Selbstgestricktem, aber auch durch neue Ausdrucksformen wie *guerilla knitting* und *yarn bombing*, die im öffentlichen Raum für Erstaunen sorgen. Ausgehend von solchen Befunden kritisiert Arantes, dass Stricken in Wissenschaft und Medien meist zwischen den Gegensätzen einer traditionellen, auf das Hausfrauendasein gerichteten Konstruktion von Weiblichkeit und einer feministischen Befreiungstat verhandelt wird: «Ein gewisser feministischer Anspruch lässt sich hier wohl kaum verbergen, denn das Augenmerk liegt auf dem (für die Aussenwelt) Verborgenen beziehungsweise verborgen Scheinenden und damit auch auf dem im (wissenschaftlichen) Diskurs Unterrepräsentierten» (S. 35). Im Bereich Handarbeit spielt der Genderaspekt immer hinein, wie Arantes feststellen musste, die erst Gender nicht in den Vordergrund ihrer Dissertation gerückt wissen wollte.

Nach diesen Ausführungen genereller Art leitet Arantes zu Leiblichkeit und Materialität des Strickens über. Wie sie notiert, ist das Sprechen über Stricken immer auch ein Sprechen über Materialien und deren Sinnlichkeit, die für viele StrickerInnen Teil des Reizes des Handarbeitens bilden. Das fängt bereits beim Kauf an, Wolläden sind Orte der Versuchung. Das Material in seiner Qualität ist wichtig, Strickerinnen müssen es kennen, um stricken zu können, und Mitdenktechniken wie Umrechnen im Strickprozess sind wichtig. Ein weiterer Aspekt, den es beim Stricken zu respektieren gelte, sei die Leiblichkeit; die Hände schwitzen, zudem lassen sich nicht alle Materialien gleich gut und schnell verstricken. Wie sie weiter ausführt, ist Stricken mobil und ortlos; das Strickzeug nimmt wenig Platz ein und auch das Gewicht hält sich in Grenzen, zudem ist Stricken recht leise, zu hören ist höchstens das Klappern und Klacken der Nadeln, man kann dabei

noch an der Umwelt partizipieren, was sich auch im gegenwärtig beliebten Gruppenstricken zeigt. Stricken ist alltagstauglich, weil es unterbrechbar ist, es jederzeit wieder aufgenommen werden kann.

Eine weitere Dimension, die Handarbeit deutlich macht, ist Zeit respektive das Vergehen von Zeit. Stricken beansprucht Zeit, damit schliesst Arantes an die historischen Befunde an. Im 19. Jahrhundert diente das Stricken (wie auch andere Handarbeiten) dazu, Frauen zu disziplinieren: Die Unausweichlichkeit der Handarbeit sollte helfen, das Repetitive des weiblichen Alltags einzuüben. Diese Einübung begann sehr früh, Mädchen wurden ab dem Alter von vier Jahren ins Stricken eingewiesen, dazu dienten auch die Wunschknäuel, die nach und nach kleine Geschenke freigaben. Da die Frauen ihre Aussteuer in Handarbeit selbst anfertigten, kann Handarbeit als kollektives Schicksal von Frauen des bürgerlichen Zeitalters betrachtet werden. Handarbeit ist im Spannungsfeld von Passivität und Aktivität angesiedelt, man/frau sitzt, aber die Hände bewegen sich flink. In historischer Perspektive ist Handarbeit mit einer Doppelstruktur der Langeweile behaftet, einerseits ist frau beschäftigt, andererseits hat frau beim Stricken durchaus Zeit, die Gedanken schweifen zu lassen, so wurde befürchtet, dass die monotone Tätigkeit den Frauen eine Flucht in Fantasie und Ersatzwelten ermögliche, aber auch die Gefahr des Erkennens der eigenen beschränkten Möglichkeiten wurde beschworen. Stricken und Lesen zusammen wurde toleriert (vergleiche dazu die zahlreichen Bilder vor allem aus dem 19. Jahrhundert, die strickende Frauen beim Lesen zeigen), hier ist wohl eine Parallele zum heute noch verbreiteten Stricken zum Fernsehen vorhanden. Heute sei die Tendenz verbreitet, in Gruppen Handarbeiten nachzugehen.

Hierin sieht Arantes die grösste Veränderung in der Wahrnehmung des Strickens. War Stricken früher (19. Jahrhundert)

auf ein Aussen gerichtet, indem ein Bild immer tätiger Weiblichkeit entworfen und ausgeführt wurde, ist Stricken im frühen 21. Jahrhundert zu einer Tätigkeit geworden, die man für sich macht. Stricken wird so zu einem Freiraum, der vom neoliberalen Erwerbs- und Optimierungszwang (vermeintlich) befreit ist. Der Boom der Handarbeiten liest Arantes auch als Wiedererstarren des Sensomotorischen: Wurde nach dem Zweiten Weltkrieg das Handarbeiten aus ökonomischen Zwängen ausgeübt und eher verschämt über den Charakter des Selbstgemachten gesprochen, so erfreut sich Selbstgestricktes gegenwärtig grosser Beliebtheit. Ja, man darf ihm momentan seine Selbstgemachtheit durchaus ansehen, durch den Aufwand und die Zeit, die darin gesteckt wurde, erhalten solche Kleidungsstücke einen besonderen Wert.

Weiter geht Arantes darauf ein, dass gestrickte Dinge als «biografisches Museum» (S. 173) gelten können. Da vielfach für Angehörige und Freunde gestrickt wird, ist Stricken auch eine Form der Beziehungspflege und -bindung, was wiederum die Beschenkten unter Druck setzt. Durch das verbreitete Verschenken von Selbstgestricktem wird Intimität hergestellt, da das Geschenk mit dem Körper des/der Beschenkten in Kontakt tritt. Das Schenken von Handgestricktem geschieht in der Regel innerhalb der Familie oder innerhalb eines engen emotionalen Geflechts, meist sind auch mehrere Generationen eingebunden. Erwartet wird keine Gegengabe, aber eine Würdigung und Wertschätzung. Handarbeit ist Teil der Identität der Strickenden. Im Laufe ihrer Forschung realisierte Arantes, dass Mutterschaft, Geburt und Stricken eng verbunden sind respektive dass es wichtige Momente in der Biografie sind, in denen gestrickt wird und zu denen Selbstgestricktes verschenkt wird. So bleibt die Bedeutung der Handarbeiten im historischen Kontext des

Frauenlebens als Liebesbeweis bestehen, der für die Opferung von Zeit steht und so verdeutlicht, dass traditionelles Frauenleben bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in Europa als Dasein für Andere verstanden wurde. Textilproduktion war von der Antike bis ins Mittelalter fest in weiblicher Hand. Früher diente weibliche Handarbeit auch dazu, Familien zu ernähren, da damit Geld verdient werden konnte. Dieser Aspekt präsentiert sich nach Arantes heute anders. Im Zusammenhang mit Handarbeit als Hobby kommen regelmässig finanzielle Aspekte zur Sprache: Darf respektive kann damit Geld verdient werden? Die Möglichkeit, finanziellen Gewinn aus Handarbeiten zu ziehen, wird den Frauen oftmals abgesprochen.

Es ist gut, dass sich jemand des Themas Stricken aus kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Warte angenommen hat und so die Kontinuitätslinien in der Rolle und Bedeutung des Selbstgestrickten herausarbeitet. Ein grosses Aber bleibt für mich in Bezug auf *Verstrickungen* bestehen: Die starke Abstützung auf ein autoethnografisches Vorgehen, das vor allem die Befindlichkeiten der Autorin in den Raum stellt, verhindert den Blick auf respektive die Analyse von gesamtgesellschaftlichen Verstrickungen im Feld der Handarbeiten.

MERET FEHLMANN

BAYARD WALPEN, SYBILLE: Der Clan vom Berg. Eine Walliser Grossfamilie erzählt.

Baden: Hier + Jetzt, 2017, 224 S., Ill.

Dieses Buch nimmt einen sofort in Beschlag. Packend wird das Leben der Familie Bayard aus Varen im Oberwallis erzählt. In verschiedenen Erinnerungen wird die Alltags- und Sozialgeschichte zwischen 1930 und 1960 lebendig, präsent sind harte Arbeit und ein rigider Katholizismus, aber auch die Freuden der Familiengemeinschaft. Dabei steht die Familie von

Oktavia und Jeremias Bayard mit ihren elf (!) Kindern im Fokus. Die gewinnende Buchstruktur folgt nicht einer strikten Chronologie, sondern wechselt zwischen erzählenden Kapiteln und längeren Passagen der Kinder, die sich jeweils in Ich-Perspektive erinnern und subjektiv auf ihre Kindheit und ihr Leben zurückblicken. Gerahmt werden diese Textteile von hilfreichen und fundierten Ausführungen zur sich rasant verändernden Alltagskultur des Oberwallis. So gelingt es der Autorin, selber Tochter eines der Bayard-Kinder und Soziologin, ein faszinierendes Panorama entstehen zu lassen, das nicht davor zurückscheut, auch «dunkle» Themen wie die Totgeburt eines Kindes, psychische Zusammenbrüche oder die häufigen Körperstrafen anzusprechen.

Aus volkswundlicher Sicht ist dieses Buch ein Glücksfall – die Stufenwirtschaft der Walliser Land- und Alpwirtschaft wird hier in persönlicher Perspektive fassbar, die damit verbundenen weiten Wege, die temporäre Abwesenheit von Familienmitgliedern, die frühe grosse Verantwortung, die an junge Familienmitglieder übergeben wurde (beispielsweise für das Hüten des Viehs oder für Heutransporte) und die heute kaum mehr vorstellbaren langen Arbeitszeiten und Entbehrungen sind eindrücklich. Deutlich wird der tief greifende Wandel, der sich sowohl in der Landwirtschaft, im Umgang innerhalb der Familie wie auch in der Bedeutung der Religion vollzogen hat. Innert weniger Jahrzehnte ist die vorher absolute Deutungsmacht der katholischen Kirche erodiert, die vor allem die Mutter verinnerlicht hatte. Dieser Wandel ist nicht ohne Folgen geblieben; während einige Kinder aus dem Glauben und der in ihrer Kindheit strikt gelebten Alltagsreligiosität (mit einem rigiden Pensum an täglichen Gebeten und Gottesdienstbesuchen) bis heute Stärke beziehen, haben andere unter diesem Zwang gelitten und sich als Erwachsene nur langsam und

mit einem schlechten Gewissen von dieser religiösen Erziehung emanzipiert. Heute oft vergessen ist die bereits früh allgegenwärtige grosse Arbeitsmobilität; die junge Oktavia war vor ihrer Heirat im Hausdienst und Gastgewerbe in verschiedenen Städten in der West- und Deutschschweiz tätig, auch alle jungen Bayard-Kinder haben später in Tourismusorten in Restaurants und Hotels gearbeitet, für andere versprochen die USA neue Arbeits- und Lebensmöglichkeiten. Der für die Lesenden nötige wissenschaftliche Forschungsstand ist präzise dosiert, erst so werden viele Phänomene der Selbstversorgungslandwirtschaft in einer Dorfgemeinschaft, der katholisch-konservativen Gesellschaftsstruktur und des davon geprägten Glaubensmilieus verständlich. Einbezogen wird hier auch spezialisierte und interdisziplinäre Literatur – einziges Ärgernis ist dabei die fehlerhafte «Umbenennung» unserer Zeitschrift in «Schweizerisches Archiv für Völkerkunde» – man ist versucht zu sagen: ausgerechnet!

Die stärksten Passagen sind jene von der Autorin verfassten Texte, in denen sie gekonnt den Fortgang der Familiengeschichte erzählt und zugleich analytisch deutet. Auch die psychologisierenden Aussagen sind hier sehr stimmig und überzeugend; erschütternd ist etwa der vermutete Zusammenhang zwischen einer Totgeburt eines Zwillingmädchens und der psychischen Erkrankung der Mutter. Die unvorstellbare Engstirnigkeit, mit der die katholische Kirche diesem ungetauften Kind aufgrund theologischer Interpretation das kirchliche Begräbnis und damit die ewige Gnade verweigerte, macht einen auch heute noch wütend. Wie stark die strenggläubige Mutter unter diesem Umstand litt, zeigt sich an der Trauer, mit der sie nach dem Gottesdienst jeweils an jener Stelle ausserhalb der Friedhofsmauern betete, wo der Säugling verscharrt worden war. Und sie zeigt sich an der Härte, mit der sie ihre Kinder vom Vater körperlich

bestrafen liess. Naturgemäss bleiben auch Fragen im Raum stehen, die das Buch zwar anregt, auf die sich aber keine direkten Antworten finden. Etwa die Frage nach den Dynamiken, die aus der weitgereisten, selbständigen und emanzipierten jungen Oktavia jene Frau werden liessen, die ihren Kindern zwar Ausbildungen ermöglichte, ihnen aber offenbar kaum je liebevoll gegenübertrat. Überhaupt ist die hier geschilderte Geschlechtergeschichte faszinierend: früh finanziell selbständige Frauen, die gleichzeitig ein moralisch hochaufgeladenes katholisches Frauenbild perpetuierten. Oder die streng nach Geschlecht zugeteilten Arbeiten, sodass vor allem die Mädchen früh sehr viel Betreuung ihrer jüngeren Geschwister übernehmen mussten – nur allzu oft eine Überforderung. Ein weiteres Thema ist das von Hierarchien durchzogene Verhältnis von landwirtschaftlicher Arbeit und Lohnarbeit, sei es nun in der Aluminiumfabrik in Chippis oder aber in einer Anstellung als Beamter, etwa bei den SBB.

Das Buch ist äusserst ansprechend und frisch gestaltet, die sorgfältig ausgewählten Fotografien machen die Geschichten lebendig und die eingestreuten Briefe eröffnen eine zusätzliche Perspektive auf diese besonderen Familienbande. Wer je mit Interviews gearbeitet hat, weiss um die Herausforderung, daraus einen flüssigen und stimmigen Text zu schaffen – Sybille Bayard Walpen hat hier Grosses geleistet. «Der Clan vom Berg» richtet sich an alle, die am bäuerlich-alpinen Alltag, an komplexen Familienstrukturen und an einer vielstimmigen Erzählung konkreter Lebenswelten interessiert sind. Eine uneingeschränkte Leseempfehlung also!

KONRAD J. KUHN

BEACHY, ROBERT: Das andere Berlin. Die Erfindung der Homosexualität. Eine deutsche Geschichte 1867–1933.

München: Siedler-Verlag, 2015, 463 S. (Gay Berlin. Birthplace of a Modern Identity. Alfred A. Knopf: New York 2014.)

Wird einem kulturgeschichtlichen Buch beidseits des Atlantiks die Aufmerksamkeit der Massenmedien zuteil,² so darf unterstellt werden, dass der Inhalt den Nerv der Zeit trifft oder die vertretenen Thesen aufsehenerregend sind. Der US-Historiker Robert Beachy, der am Underwood International College in Seoul lehrt, hat ein solches Buch geschrieben, denn *Das andere Berlin* trifft tatsächlich den Nerv einer Zeit, in der sexuelle und geschlechtliche Vielfalt von einem grossen Teil der Öffentlichkeit gefeiert und gesetzgeberische Schritte zur rechtlichen Gleichstellung sexueller Minderheiten diskutiert werden. Und nicht nur das: Beachys zentrale These hat in der Tat etwas Aufsehenerregendes an sich, stellt der Autor doch heraus, dass die Vorstellung von Homosexualität als einer unabänderlichen sexuellen Identität und die Idee von einer homosexuellen Persönlichkeit nicht nur, wie bislang diskutiert, Innovationen des deutschsprachigen Raumes, sondern Berliner Erfindungen seien – hervorgebracht durch die spezifische soziale und kulturelle Gemengelage der Stadt in der fokussierten Epoche.

Diese These legt Beachy einleitend dar, indem er – nicht zu Unrecht, aber zu scharf in der Formulierung – kritisiert, dass Foucault es unterlassen habe, «die dem urbanen Kontext zugehörigen Quellen, die [den Neologismus «Homosexualität»] und die darauf bezogene Wissenschaft hervorbrachten, als spezifisch deutsch» zu identifizieren (S. 16 f.). Folglich ist

² Vgl. zum Beispiel The New York Times, 31. 10. 2014; Süddeutsche Zeitung, 4. 8. 2015.

es des Autors Anliegen, «die Erfindung des Homosexuellen zu historisieren und diese sexuelle Identität fest innerhalb des deutschen Milieus zu verorten, in dem sie auftauchte» (S. 17). Und dieses Milieu sei Berlin! Ebenfalls nicht zu Unrecht verweist der Historiker weiter darauf, dass das «von Foucault entworfene Bild von einem Reagenzglas, in dem Mediziner und Naturwissenschaftler neue sexuelle Identitäten zusammenbrauten» (ebd.), einseitig und irreführend sei, und entwickelt auf der Basis dieser Einsicht das Programm eines Buches, das nicht nur Mediziner und intellektuelle Vordenker von Sexual- und Strafrechtsreformen, sondern auch die von ihnen protegierten und studierten Subjekte und deren «Subkulturen» als für die Konstruktion der Homosexualität massgebliche Akteure begreifen und in den Blick nehmen will.

Basierend auf dem Studium eines breiten Fundus bereits veröffentlichter Literatur, im Blick auf Berliner Verhältnisse aber auch auf eigener Quellenforschung, untermauert der Autor im Folgenden seine zentrale These vom Zusammenwirken von Wissenschaft und «Milieu». Im Verlauf von acht Kapiteln führt Beachy seine Leserinnen und Leser in intellektuelle wie «subkulturelle» Zusammenhänge ein und erzeugt dabei eine Spannung, die in Verbindung mit einer eingängigen Sprache auch dort zum fortgesetzten Weiterlesen verführt, wo die beschriebenen Sachverhalte nicht ganz neu sind. Dies gilt für das Kapitel, das der toleranten Haltung des Berliner Polizeiparats im Blick auf einschlägige Lokale und Treffpunkte gewidmet ist, die drängende Frage nach dem «Warum?» dieser Toleranz allerdings nicht eindeutig beantwortet (S. 79–140). Dies gilt für den Abschnitt, der sich mit der politischen Praxis des «Outings» am Beispiel der Eulenburg-Affäre befasst, wiewohl bedauert werden darf, dass Beachy just der jüngsten Arbeit zu diesem Thema nur eine Fussnote widmet

(S. 191–218).³ Dies gilt in besonderem Masse für die Ausführungen zu Sextourismus und mann männlicher Prostitution im Berlin der 1920er-Jahre (S. 285–337), zumal der Autor hier auch englischsprachige Quellen erschliesst, die bislang im deutschsprachigen Kontext keine Rolle spielten. Nicht zuletzt aber gilt dies für das Kapitel, in dem Beachy die Aktivitäten von Magnus Hirschfeld und dem *Wissenschaftlich-humanitären Komitee* abhandelt (S. 245–284): Zwar wird auch hier etliches referiert, was bereits andernorts publiziert wurde, mit der Erschliessung historischer Aufzeichnungen aus Beständen des Kinsey-Instituts jedoch erweitert der Autor das Materialkorpus zu dieser Thematik.

Natürlich bilden diese brillant geschriebenen Darstellungen keinen Selbstzweck: Vielmehr macht Beachy deutlich, dass Begriff und Konzept der Homosexualität zwar von männlichen Angehörigen Wissen schaffender Eliten – etwa dem Juristen Karl Heinrich Ulrichs oder dem Psychiater Richard von Krafft-Ebing – entwickelt wurden, schlussendlich aber nur deshalb so erfolgreich sein konnten, weil sich gleichgeschlechtlich orientierte Männer aller Schichten mit den von den Vordenkern formulierten Konzepten identifizierten, diese Konzepte lebten und somit wiederum deren Weiterentwicklung mitbedingten. Dies mit zahlreichen Beispielen aus unterschiedlichen sozialen Kontexten aufgezeigt, Literatur- und Quellenstudium zusammengeführt und Foucaults theoretischen Ansatz durch den Blick auf das Zusammenspiel von Wissenschaft und «Milieu» erweitert zu haben, macht die Qualität von Beachys Buch aus.

Als problematisch hingegen erweist sich die Festlegung auf Berlin als jenen Ort, an dem Begriff und Konzept der Homose-

3 Winzen, Peter: Das Ende der Kaiserherrlichkeit. Die Skandalprozesse um die homosexuellen Berater Wilhelms II. 1907–1909. Köln, Wien, Weimar 2010.

xualität geprägt worden seien: So sind etwa zwei der auch vom Autor selbst also solche herausgestellten prominentesten Vordenker dieses Konzepts, Ulrichs und Krafft-Ebing, nur schwerlich nach Berlin einzugemeinden: Geboren in Ostfriesland hatte Ulrichs sein spektakuläres Coming-out 1867 auf dem Münchner Juristentag, lebte im heutigen Niedersachsen und zog 1880 nach Italien. Krafft-Ebing wirkte in Graz und Wien, und beide wurden im gesamten deutschsprachigen Raum wahrgenommen. Ähnlich verhält es sich mit Gruppen, die für Sexual- und Rechtsreformen eintraten, und (populären) Zeitschriften aus der Weimarer Epoche: Denn mögen diese auch Sitz oder Erscheinungsort in Berlin gehabt haben, so wirkten ihre Wortmeldungen doch weit über die Grenzen der Stadt hinaus, und ihre Mitglieder und Diskursbeiträge waren keineswegs nur Berliner. Und einiges, was Beachy über Einzelschicksale aus oder das «Milieu» in Berlin berichtet, liesse sich auch an Beispielen aus anderen Städten des deutschsprachigen Raumes zeigen, sodass als Berliner Spezifika nur die zurückhaltende polizeiliche Kontrolle der Homosexualität und die Dimension dessen bleiben, was man heute Szene nennt. Von einer deutschen Geschichte oder, besser noch, von einer Geschichte im deutschsprachigen Raum zu sprechen und gelegentlich Beispiele aus anderen Regionen hinzuzuziehen, wäre vor diesem Hintergrund sicherlich hilfreich gewesen.

Diese Einwände sollen indessen nicht den Eindruck erwecken, dass *Das andere Berlin* keine bereichernde Lektüre sei. Tatsächlich ist das Buch bereichernd für alle, die sich für die Konstruktion von Sexualitäten interessieren, in diese Thematik einen Einstieg suchen und/oder mit Foucaults Ansätzen (historisch) über Sexualitäten arbeiten. Beachys Schreibstil tut das seine dazu, dass das Buch auch von Studierenden gerne gelesen wird.

PETER F. N. HOERZ

GYR, UELI: eigen. fremd. alltäglich. Heitere Aufsätze und Positionen zur Gegenwart.

Zürich: Privatdruck, 2017, 265 S.

Ein schmaler Band, handlich, als Privatdruck in einer Auflage von 300 Exemplaren verlegt, hält Forschungsergebnisse des Autors fest, gewidmet all jenen, die keine wissenschaftlichen Zeitschriften lesen und doch an seiner Arbeit und an alltagskulturellen Fragen interessiert sind. Ein Vermächtnis? Die sieben Artikel sind vorwiegend im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde* erschienen und decken den Zeitraum 2012–2016 ab. Es galt abzuklären, ob sie eventuell bereits im gewichtigen Sammelband *Schnittstelle Alltag* (2013) abgedruckt wurden. Dies ist nicht der Fall. Das heisst, die vorliegenden Aufsätze sind der neueste Forschungsstand zu ausgewählten Themen, die den Autor seit Jahren oder gar Jahrzehnten beschäftigen und begleiten. Die Weiterführung von Positionen, Debatten und Desiderata ist faszinierend und aufschlussreich.

Das Käsegericht Fondue, dessen Genuss mal weiblich, mal sächlich ist, hat sich als Nationalgericht durchgesetzt und erfreut sich auch international grosser Beliebtheit. Der erste Beleg geht auf 1699 zurück. Der alpine Ursprung als einfache Hirtenspeise ist Mythos (in Wirklichkeit gehört Fondue in die bürgerliche Küche der Westschweiz), aber die mythische Verortung, da Folklorisierung, ist kein Zufall und trägt wesentlich zur Beliebtheit des «Rührstücks» bei.

Der nächste Aufsatz ist dem Kitsch gewidmet und greift erneut die grundlegende Einsicht von Jürgen Grimm (1998) auf, nach der Kitsch nicht ein Objektmerkmal ist, sondern die Gemütsregung, Gefühllichkeit und persönliche Ergriffenheit der Betrachterin oder des Betrachters meint, hervorgerufen durch innere Bilder. Dieser Aufsatz erschien bereits 2012 und ist der älteste der sieben Beiträge. Das an-

spruchsvolle und wenig erforschte Thema bekräftigt bereits erlangte Einsichten und dürfte für weitere Forschungen eher schwierig sein. Umso breiter präsentiert sich der folgende Artikel über Souvenirs. Entscheidend ist die Erkenntnis, dass es sich um ein weltweites Millionengeschäft handelt. Der Autor rollt die Geschichte des Souvenirs bis zurück in die Antike auf. Im Mittelalter waren Mitbringsel von den Kreuzzügen nicht nur Reliquien für die Kirchen (jeweils Holzsplitter vom originalen Kreuz), sondern auch weniger heilige Gegenstände, die im Privatbesitz des Pilgers verblieben und als Beweisstücke dafür, dass er tatsächlich in Jerusalem war, dienten. Psychologisch, aber auch alltagskulturell interessant ist, dass das Souvenir, wie die Bedeutung des französischen Wortes besagt, eine Erinnerung festhält. Es erinnert an eine Reise, an eine Begegnung, an einen geliebten Menschen. Das Souvenir wird Teil der eigenen Lebensgeschichte. Es hilft einem, sich an seine Biografie zu erinnern, und wird so zu einem sinnstiftenden Element. Dabei wirkt die Online-Verfügbarkeit von Fotos als Multiplikator. Dem Triumphzug des Souvenirs scheint kein Ende gesetzt.

Auch im Fall des Gartenzwergs, dies das nächste Forschungsthema, gibt der Autor einen Überblick über Entstehung und Entwicklung des beliebten kleinen Mannes. Der Ursprung geht einmal mehr auf die Antike zurück, und im Mittelalter hielten sich die Herren Hofnarren. Der unmittelbare Vorgänger des Gartenzwergs ist der Parkzweig, eine Erfindung des Barocks. Im 19. Jahrhundert wurde der Gartenzweig beinahe zum Symbol des kleinbürgerlichen Schrebergartenbesitzers. Zurzeit erfreut er sich so grosser Beliebtheit, dass er Einzug ins Wohnzimmer hält. Die Zwergliebhaber sind weltweit vernetzt und organisieren sich je nach ihrer Vorliebe für bestimmte Materialien, ein bestimmtes Aussehen oder je nach speziellen Botschaften, die diese

stets heiteren Zeitgenossen vermitteln. Es sei abschliessend daran erinnert, dass die Entstehung und Entwicklung dieses menschlichen Abbildes neben den künstlerischen und künstlichen Aspekten eine lebensweltlich reale Wurzel hat, nämlich die Kleinwüchsigkeit von Menschen.

Die beiden folgenden Aufsätze setzen einige Kenntnisse voraus: Golferwitze lassen sich besser verstehen, wenn einem das Golfspiel vertraut ist. Der Autor fasst die 43 ausgewählten Witze in kleine Gruppen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt zusammen. Es geht um die Struktur der Witze oder um bestimmte Pointen. In *Schnittstelle Alltag* (2013) untersuchte er Touristenwitze. Es gibt Parallelen. Wie der Tourist, so ist auch der Golfer immer wieder das Opfer widriger Umstände. Und doch lassen sich die Golfer (beziehungsweise die Touristen) nicht unterkriegen. Dabei ist der Vergleich mit englischsprachigen Golferwitzen interessant: Strukturell stehen sich deutsche und englische Witze nahe, es ist aber aufgrund von Anzahl und Verbreitung davon auszugehen, dass die englischsprachigen Witze die ersten waren. Sorry. Die Ausführungen zur körpersprachlichen Täuschung kann drei Felder aufzeigen, wo der Verdacht auf Täuschung gegeben ist: das Vorstellungsgespräch, der Flirt und das Betteln. Es wird definitorisch unterschieden zwischen Täuschung und Lüge. Auf die körpersprachliche Täuschung hat diese Unterscheidung keinen Einfluss, denn Körpersprache ist kein mit der menschlichen Sprache vergleichbares Zeichensystem und kann, da nonverbal, nur sehr schwer entschlüsselt werden. Die Polysemie der nonverbalen Zeichen führt immer wieder zu falschen Schlüssen. Selbstkritisch schliesst der Autor, ob die Dekodierung körpersprachlicher Täuschung letztendlich nicht Selbsttäuschung sei.

Der siebte und letzte Aufsatz beendet den Tour d'horizon mit einer inhaltlichen und stilistischen Rückkehr zum ersten

Beitrag und rundet so dieses Büchlein kunstvoll ab. Es geht um Essen und Trinken an der «Sichleten», dem grossen Stadtfest in Bern, das 1999 einen alten Emmentaler Brauch aufgriff und bis heute mit wachsendem Erfolg jeweils Ende August beziehungsweise Anfang September durchgeführt wird. Es ist ein Erntedankfest, wie es Jeremias Gotthelf in seinen beiden *Uli-Romanen* und anderswo, so auch im *Bauern-Spiegel*, beschreibt. Gotthelfs Welt – ein Mythos? (Walter Muschg). Seine Romane enthalten visionäre Elemente und vom Schriftsteller bewusst gesetzte Konstrukte neben den sozialkritischen Tönen, aber die Wurzeln sind echt und auch in anderen Regionen der Schweiz belegt; ausserdem ist das Erntedankfest im Emmental als nachbarschaftlicher Anlass und Hausbrauch bis heute erhalten geblieben. Es sei mir erlaubt, im Anschluss an diesen beflügelnden Text eine kürzlich gemachte Erfahrung anzufügen: Ein junger Mann aus Langnau im Emmental, wohnhaft in Bern, trifft sich mit seiner Familie (zehn Erwachsene, zwei kleine Kinder) jeweils am 1. August zum Brunch auf einem Bauernhof am ehemaligen Wohnort der Familie, in Langnau im Emmental. Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob die «Sichlete» nicht auch national verstanden werden kann und von Fall zu Fall zwei Anlässe verschmelzen.

PAULA KÜNG-HEFTI

Heinen, Serina: *Odin Rules. Religion, Medien und Musik im Pagan Metal.*

Bielefeld: Transcript, 2017 (Religion und Medien, 3), 244 S., Ill.

Serina Heinens *Odin Rules* ist ihre für die Publikation leicht überarbeitete Masterarbeit aus dem Jahr 2013. Es geht in der Studie um das religiöse Selbstkonzept von Metal-Musikern aus dem Bereich des Pagan, Viking oder Folk Pagan; diesen Musikstilen ist eine Bezugnahme auf die

vorchristliche Kultur und Religion Europas gemeinsam. Bevor das Selbstverständnis der Metaller im Zentrum steht, folgt ein Kapitel zur Rolle von Religion in der modernen Gesellschaft. In der Nachfolge von Thomas Luckmanns Studie *The Invisible Religion* (1967) betont Heinen stark die Individualisierungstendenzen im Bereich des religiösen Lebens, kommt aber auch auf gegenläufige Beobachtungen in der Religionssoziologie zu sprechen, darunter ab den 1980er-Jahren die Arbeiten von José Casanova, der ein Vordringen von Religion in die öffentliche Sphäre konstatiert, wobei auch mit Hubert Knoblauch von einer Popularisierung der Religion gesprochen werden könne, die sich durch ihren «populärkulturellen Grundzug» (S. 27) charakterisiere. Heinen versucht diese drei Ansätze in ihrer Untersuchung anzuwenden/aufzufinden, wobei sie nicht nur nach der Präsenz entsprechender paganer Symbole fragt, sondern auch nach der Bedeutung, welche die Musiker damit verbinden.

In der Populärmusik ist Religion in unterschiedlicher Ausprägung immer wieder ein Thema, entweder indem Musik in einem religiösen Kontext gespielt wird oder Leute von transzendentalen Erlebnissen beim Tanzen und Musikhören berichten. So seien bestimmte Musikstile wie Goa, Punk und Gothic von Elementen einer populären Religiosität durchdrungen. Weiter ermöglicht Musik gemeinschaftsbildende Momente. Im Falle von Pagan Metal wird diskutiert, inwiefern es sich dabei um ein religiöses Phänomen handle. Insbesondere die gemeinschaftsstiftende Dimension der Metal-Konzerte wird als Ausdruck einer Religiosität gedeutet (nach Durckheim ist ja die kohäsionsstiftende Fähigkeit eine der zentralen Funktionen von Religion).

An die Ausführungen zur Entwicklung einer Populärreligion und ihre Bedeutung im Metal folgen Einblicke in die Geschichte des Metals, der seit einigen Jahren einen Boom an akademischer Forschung ver-

zeichnen kann. Als Begriff hat sich Heavy Metal seit den 1970er-Jahren eingebürgert. Heavy Metal ist eine Subkultur, die Bands und Fans legen grossen Wert auf die Gestaltung und Farbgebung der Covers etc. Diese Elemente werden als Codes bezeichnet (S. 60–63). Die Ausdifferenzierung der Metal-Musik in Subgenres hat zu unterschiedlichen Codes geführt. In den frühen 1990er-Jahren gingen aus dem Black Metal dann der hier im Fokus stehende Pagan oder Viking Metal hervor. Eines der charakteristischen Elemente von Pagan Metal ist seine Sprachenvielfalt, es werden die unterschiedlichsten Sprachen – auch lokale – verwendet. Kriegerisches, Runen, mythologische Gestalten und Naturdarstellungen sind im Artwork beliebt. Die visuellen sowie textlichen Naturdarstellungen hat der Pagan Metal aufgebracht, das gab es vorher im Metal nicht.

Von der Methode her stützt sich Heinen auf passive Teilnahme an Pagan-Metal-Festivals im Jahr 2011 und Liedtextanalyse. Insgesamt 94 Liedtexte von neunzehn Bands hat sie berücksichtigt, um Themen wie Mythologie, historische Geschehnisse, Natur, antichristliche Polemik, Tod, Nationalstolz, Rituale, Trinken und Erkenntnissuche (S. 113) herauszuarbeiten, dazu kommen Analyse der Cover sowie Befragung von Pagan-Metal-Bands mittels offener Fragen, wobei sie auf die Bedeutung, die vorchristliche Religion und Kultur jeweils einnehmen, abzielt. Wie Heinen konstatiert, gehören die Bilder vorchristlicher, germanischer und keltischer Kultur, wie sie auf Plattencovern, in Liedtexten, bei Auftritten etc. entworfen werden, in den Bereich dessen, was Hobsbawm und Ranger als *invented tradition* bezeichnen.

Was hat Heinen nun herausgefunden? Bands tragen oftmals schwarz, haben lange Haare, teilweise werden bei den Auftritten auch Rüstungen und Schwerter getragen, um das Martialische der vermeintlichen europäischen Urkulturen zu betonen.

Dazu passt auch das verbreitete Bild germanischer und keltischer Kultur, das Kelten und Germanen als freundliche, fröhliche, naturverbundene Menschen zeigt, die frei von Geldgier sind (wobei in Bezug auf die Wikinger auch ein Bild von blut- und habgierigen Plünderern verbreitet ist). Insgesamt wird ein in der Tendenz romantisierendes Bild sogenannter europäischer Urkultur, wie es in der Populärkultur insgesamt weit verbreitet ist, entworfen. Dieser Befund ist nicht weiter verwunderlich, da sich die Bands für die Gestaltung ihrer Texte auf Filme, Internet, Primärliteratur und populärwissenschaftliche Darstellungen beziehen. Der Grad an von ihnen reklamierter Genauigkeit, die als Wissenschaftlichkeit verstanden wird, ist sehr unterschiedlich. Eine einzige Band nennt das eigene spirituelle Wachstum als Antrieb für die Liedtexte. Dieser Befund legt nahe, dass für die Mehrzahl der Bands der religiöse Aspekt eine untergeordnete Rolle spielt. Das Kelten- und Germanenbild, das im Pagan Metal entworfen wird, speist sich aus Quellen der Romantik, die sich bis zu Tacitus zurückführen lassen. Besonders in den Albumcovers spiegelt sich die Verhandlung des Bildes der bodenständigen, kampferprobten Kelten und Germanen, was durch Elemente wie Drachenschiff und Waffen verstärkt wird und teilweise auch in den Auftritten der Bands wiederhallt. Aufgegriffen werden nur die Elemente, die mit dem Metal Code vereinbar sind. Auch die Analyse der Motive auf den Alben zeigt, dass mythologische Gestalten, seien es Götter oder Halbwesen wie Trolle und Elfen, sich grosser Beliebtheit erfreuen. Kelten und Germanen werden ebenfalls gerne bildlich dargestellt, besonders die Germanen werden in einem kriegerischen Kontext abgebildet. Verbreitet ist die Verbindung dieser europäischen «Urvölker» mit der Natur, die auch in den Liedtexten immer wieder positiv evoziert wird. Weiter sind geometrische Muster, die mit

keltischem und germanischem Kunsthandwerk in Verbindung gebracht werden, üblich – ebenso die Abbildung vorzeitlicher Artefakte und Monumente. Die Bandnamen auf den Covers sind in aller Regel als Logo gestaltet, bei den Schriften erfreuen sich solche grosser Beliebtheit, die an eine «gothisierende», archaisch wirkende Schrift gemahnen. So lässt sich festhalten, «Ikonographie und Typographie der Cover spiegeln den musikalischen und thematischen Inhalt der CD wider» (S. 159). Als Abschluss des Analyseteils folgt dann die eigentliche Gretchenfrage, wie es die Musiker selbst mit (neu)heidnischer Religion halten. Dazu befragte Heinen siebzehn Musiker. Die Mehrzahl der Musiker verbindet mit Heidentum etwas grundsätzlich Positives, dem ein Naturbezug innewohne, was sich wiederum mit popkulturellen Vorstellungen von heidnischer Religion als Natur- und Fruchtbarkeitskult deckt. Eine solche Nähe zur Populärkultur beim Verständnis der (neu)heidnischen Religion überrascht kaum, decken sich die Musiker doch auch mit ebensolchen Quellen ein, um mehr zu wissen über die heidnische Vorzeit Europas. Wobei oftmals auch ein Problembewusstsein bezüglich des gemachten Charakters des Neuheidentums bei den Musikern des Samples besteht. Ebenso überrascht wenig, dass gegenüber dem Christentum eine eher kritische bis ablehnende Haltung vorherrscht. Das Christentum gilt als Macht- und Kontrollinstrument, dessen Missionierungseifer kritisiert wird. Was das religiöse Selbstverständnis angeht, lassen sich drei unterschiedliche Haltungen unterscheiden: Die Gruppe der Nichtreligiösen hat ein nichtreligiöses, vielleicht historisch-archäologisch angeleitetes Interesse an vorchristlichen Kulturen Europas. Anders sieht es bei denjenigen aus, die sich als Heiden bezeichnen, sie verstehen sich meist als Nachkommen der heidnischen Stämme Europas. Als weitere Gruppe unterscheidet Heinen die Roman-

tiker, die sich nicht als Heiden sehen, aber der nordischen und keltischen Mythologie einen gewissen Wahrheitsgehalt zubilligen (S. 195). Mit den Heiden teilt diese Gruppe die Betonung der Bedeutung der Natur, besonders die schöne Landschaft ihrer Herkunftsregion wird lobend erwähnt.

Weiter fragt Heinen auch nach der Bedeutung von Metal im Leben der Bands. Die Mehrheit versteht Metal als Musikstil, den sie anderen Stilen vorziehen. Einige beschreiben Metal aber als mehr als nur einen Musikstil, nämlich als Lebensstil, der sie seit ihrer Kindheit umgibt. In ihrem Fazit meint Heinen, dass Metal eigentlich nicht die Bedingungen einer Religion erfülle, aber dass gewisse Exponenten dem Metal «quasi-religiöse Funktion» (S. 200) zusprechen. Was die neuheidnische Religion betrifft, muss nach Heinen festgehalten werden, dass die Mehrzahl der für die Untersuchung berücksichtigten Bands eine tendenziell indifferente oder gar distanzierte Haltung gegenüber dem Neuheidentum aufweist. Entsprechende Informationen zur Seite der Konsumenten und Konsumentinnen stehen noch aus, was Aussagen über das ganze Feld erschwert.

Was Heinen mit ihrer Arbeit liefert, ist ein Einblick in ein noch recht unbekanntes und nicht durchgängig erforschtes Feld. Es handelt sich dabei um eine gute, sicher überdurchschnittliche Masterarbeit, die vielleicht im Hinblick auf die Publikation noch etwas mehr hätte überarbeitet werden können. Teilweise überwiegt in den Kapiteln etwas ein aufzählungsartiger Charakter, was zwar Einblick ermöglicht, aber der Vertiefung der Thematik nur bedingt förderlich ist. An solchen Stellen, wie zum Beispiel den Ausführungen zu den betrachteten Bands, scheint doch noch der Charakter einer Masterarbeit durch. Dennoch möchte ich mit dieser kritischen Anmerkung nicht enden. *Odin Rules* bietet anregende Einblicke in eine Subkultur.

MERET FEHLMANN

**Kemecsi, Lajos; Szarvas, Zsuzsa (Hg.):
Néprajzi értesítő 2015.**

Budapest: Néprajzi Múzeum, 2016 (Annales musei ethnographiae, 97), 204 S., Ill.

Das Jahrbuch des Ethnografischen Museums Budapest beginnt seit 2004 mit einem Artikel des Trägers beziehungsweise der Trägerin des Bátky-Zsigmond-Preises. Die Preisverleihung erfolgt jeweils am 5. März, dem Jahrestag der Gründung des Ethnografischen Museums Budapest im Jahr 1872. 2015 ging der Preis an Lujza Ratkó für *Szabolcs-Szatmár-Bereg megye népművészete*, eine Monografie über ungarische Volkskunst im Nordosten des Landes. Ratkó stellte in ihrem Eröffnungsbeitrag ihr 2014 erschienenes Buch über das Komitat Szabolcs-Szatmár-Bereg vor, das auf fast 800 Seiten 19 Essays und gegen 900 Illustrationen enthält. Das Buch ist in der Reihe *Népművészeti örökségünk* («Unser volkskundliches Erbe») erschienen.

Seit Beginn der Forschungsarbeit und Sammeltätigkeit zu dieser Reihe haben sich einige Konzepte verändert und wurden modernisiert. So wird nicht mehr in erster Linie ästhetische Dekoration gewürdigt, sondern es werden auch alltägliche Gebrauchsgegenstände ohne Dekoration, aber von schöner oder besonderer Form aufgenommen, die Gegenstände werden in ihrem Kontext gesehen und auf ihre Funktion hin untersucht. Die Gegend ist bekannt für das Alter ihrer Volkskunst, da sie im 16./17. Jahrhundert nicht verwüstet worden ist. Die Bevölkerung ist traditionell reformiert, und religiöse Gegenstände sowie Kirchen (zum Beispiel mit Kirchenstühlen in Tulpenform) und Friedhöfe verdienen besondere Beachtung.

Weiter enthält das Jahrbuch neun Artikel zu Geschichte und Ausstellungsgestaltung des Ethnografischen Museums und einiger anderer Museen mit einer interessanten Fragestellung. Ein übergreifendes Thema wird im Jahrbuch nicht

angekündigt, aber es geht immer um die Bewahrung des Hergebrachten und seine Aktualisierung zuhanden des Publikums. Der Chefredaktor Lajos Kemecsi schildert den Werdegang des Ethnografischen Museums Budapest anhand der Gebäude, in denen die volkskundlichen Sammlungen untergebracht waren. Ursprünglich im Besitz des Nationalmuseums und daselbst in einem Seitenflügel ausgestellt, wurden sie 1893 in die Csillag utca (heute Gönczi Pál utca) Nr. 8 ausgelagert und 1906 in eine Industriehalle (Iparcsarnok) im Stadtpark (Városliget) umgesiedelt. 1925 wurde das Ethnografische Museum in einem leer stehenden Gymnasium in der Nähe des Volksparks (Népliget) eingerichtet. 1947 erreichte das Museum seine formelle Unabhängigkeit, und 1975 bezog es die Kurie, den frei gewordenen Palast des Obergerichts, Kossuth tér Nr. 12 gegenüber dem Parlamentsgebäude. Zurzeit gibt es im Rahmen des *City Park Project*, eines umstrittenen städtebaulichen Aufwertungsprojekts in Budapest, einen Plan für den Bau eines neuen Ethnografischen Museums. Ein offizieller Umzugstermin ist nicht bekannt.

Die Aussicht des Museums auf neue, von Beginn weg als Museum konzipierte Räumlichkeiten ist ein Novum, denn bis jetzt war das Museum noch nie in einem fach- und sachgerechten Bau untergebracht. Pläne für ein eigenes Gebäude hat es allerdings schon einmal gegeben. Von der Millenniumsausstellung 1896 war die «Gewerbehalle» stehen geblieben; die riesige Industriehalle war wie gesagt 1906 bezogen worden, und als 1921 und 1922 zwei schwere Gewitter über Budapest niedergingen, rann das Wasser an allen Ecken und Enden herein und beschädigte die kostbaren Sammlungen. Damals war Zsigmond Bátky (1874–1939) Direktor des Museums. Er schrieb dem zuständigen Minister, Kúnó Klebelsberg, unverzüglich einen Brief, in dem er die Schäden in

deutlichen Worten schilderte und eine neue Unterkunft forderte. 1923 wurde ein Architekturwettbewerb ausgeschrieben, aber mangels Geld konnte kein Projekt realisiert werden. Da wegen der Dachschäden an der Halle rasch gehandelt werden musste, griff man erneut zu einer provisorischen Lösung und zog ins erwähnte Gymnasium. Bátky rettete so die Sammlungen vor dem Untergang, und er führte das Museum auf die Höhe einer wissenschaftlichen Forschungsstätte. Deshalb wurde der mit 200 000 Forint dotierte Museumspreis hundert Jahre nach seiner Geburt nach ihm benannt.

Péter Granasztói und János Gyarmati ergänzen in ihren Artikeln den Werdegang des Ethnografischen Museums Budapest. Dann folgt ein Block mit Beiträgen zu Ausstellungen von Museen in den USA, in Zentral- und Ostmitteleuropa, Finnland und Slowenien. Zudem findet das *Német Nemzetiségi Múzeum* (Ungarndisches Landesmuseum) Erwähnung. Das 1972 gegründete Museum hat den Auftrag, die gegenwärtige und vergangene Kultur der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen in Ungarn zu dokumentieren, so werden die Leute zur aktiven Mitgestaltung der Ausstellungen animiert und aufgefordert, persönliche Exponate zu bringen und ihre Geschichte zu erzählen – ein Einbezug des Publikums, wie er etwa auch in den USA erfolgreich praktiziert wird.

Schliesslich präsentieren Zsófia Frazon und Mónika Lackner in *Ablak* (Fenster) eine eigenwillige und sehr interessante Lösung für ein verbreitetes Problem: Wie soll man die permanente Ausstellung, die so etwas wie das Rückgrat eines Museums ist, modernisieren, ohne ihre altbewährte Einheit zu zerstören? Keine leichte Aufgabe! Die beiden Kuratorinnen am Ethnografischen Museum Budapest haben dreizehn Objekte aus dreizehn Räumen ausgewählt und zeigen anhand dieser Objekte (zum Beispiel ein Paar Schuhe),

welche Rolle und Bedeutung ihnen einst und jetzt zukommen. Die Objekte werden zu Stationen auf einem Lehrpfad, der die Betrachtenden anregt, sich Gedanken über das Gesehene zu machen. Die aktuelle Reflexion des Publikums setzt aber die vorherige Selbstreflexion des Museums als Institution voraus. So bleibt die erfolgreiche permanente Ausstellung erhalten, gleichzeitig wird aber ein Bezug zu Gegenwart und Zukunft geschaffen. Nur durch Kontextualisierung wird aus Lagerbeständen lebendige Geschichte.

PAULA KÜNG-HEFTI

**MÄDER, UELI; SCHWALD, ANDREAS (HG.):
Dem Alltag auf der Spur. Zur Soziologie
des Alltags.**

Zürich: Edition 8, 2017 (Soziologie aus der Edition, 8), 239 S.

Am 11. Mai 2017 lud der Verlag Edition 8 zur Buchvernissage an die Universität Basel. Neben Vertretern des Verlags und den beiden Herausgebern waren alle Autorinnen und Autoren der im Band präsentierten Aufsätze versammelt (Reto Bürgin war entschuldigt). Sie stellten ihre Arbeit kurz vor und standen in der anschliessenden Diskussion dem zahlreich erschienenen Publikum Rede und Antwort. Da die meisten noch in der Ausbeziehungsweise Weiterbildung sind, sassen wir einer Gruppe von ganz jungen Menschen gegenüber. Der Umstand, dass Seminararbeiten von Studierenden Eingang in den vorliegenden Sammelband fanden, ist bemerkenswert. Er soll im Folgenden unter dem Stichwort «Forschungshefte» besonders gewürdigt werden.

Alltag in der Soziologie ist ein relativ junges Forschungsgebiet. Es ist sicher kein Zufall, dass der Alltag ausgerechnet im Rahmen der 68er-Bewegung in den Blick der theoretischen Auseinandersetzung geriet und Fahrt aufnahm. Führend waren

hierbei die beiden französischen Theoretiker Henri Lefebvre und Michel de Certeau. Hector Schmassmann geht in seinem Beitrag auf die unterschiedlichen Ansätze der beiden Soziologen ein, die sich zum Teil ergänzen und die Schmassmann vor allem auch gegen diejenigen von Michel Foucault und Jacques Derrida abgrenzt.

Der Grundtenor aller Arbeiten ist, dass Alltag unsichtbar ist und deswegen spezieller Methoden und Vorgehensweisen bedarf, um sichtbar und damit analysierbar gemacht zu werden. Qualitative Sozialforschung und besonders das narrative Interview mit späterer Vertiefung eignen sich hierzu. Ein wesentlicher Teil der Arbeit im Umgang mit Alltag ist die Selbstreflexion. Gerade weil Alltag vertraut und banal ist, muss aus kritischer Distanz das Überraschende und Ungewöhnliche daran erfasst werden. Alltag ist immer Abbild der Gesellschaft und ohne den gesellschaftlichen Kontext gar nicht verständlich. Scheinbar immer gleich, ist Alltag sehr wohl dem sozialen Wandel unterworfen. Eigentlich brauchte es meines Erachtens Langzeitstudien, um dem Alltag auf die Spur zu kommen. In gewisser Weise hat Henri Lefebvre diesem Anspruch Genüge getan, indem er sein Hauptwerk in drei zeitlich weit auseinanderliegenden Bänden publizierte. Die vorliegenden Aufsätze sind Momentaufnahmen, die in der Reflexion das Grundsätzliche aufleuchten lassen.

Im Rahmen zweier Veranstaltungen von Ueli Mäder im Herbstsemester 2015 entstanden sogenannte Forschungshefte. Es handelt sich um Feldforschung von Studierenden. Eine WG, ein Supermarkt, Damentoiletten, der Sturz eines alten Mannes auf dem Petersplatz in Basel; hierzu zähle ich auch den Beitrag von Reto Bürgin über eine Strassenkreuzung in unmittelbarer Nähe der Universität Basel: Die ausgewählten Beispiele zeigen, dass jedes Thema, jeder Aspekt des Lebens untersucht werden kann. Alltag muss auf

seine Macht- beziehungsweise Ohnmachtsstrukturen hin befragt werden, und es zeigen sich Strategien und Taktiken des Überlebens, Rituale und Sinngebungen, die nicht nur ihren festen Platz in unserem Leben haben, sondern auch einiges über unsere Persönlichkeit aussagen. So haben die Studierenden ihre soziologische Feldforschung mit ihren anderen Interessen oder Fachrichtungen kombiniert: Die Strassenkreuzung fasziniert den Stadtgeografen, der Supermarkt beschäftigt die Primarlehrerin, (selbst)kritische Konsumentin und Umweltschützerin, der verunfallte alte Mann bewegt die Psychologin, Machtverhältnisse in der WG interessieren die für Frauenrollen sensibilisierte wissenschaftliche Assistentin an der Hochschule für Soziale Arbeit FHNW in Olten, und Toiletten nimmt eine Gesellschaftswissenschaftlerin und Geografin aufs Korn.

Zum Schluss sei auf zwei Punkte hingewiesen, die ich als wesentliche Erkenntnisse zur aktuellen Forschungslage sehen möchte. Zum einen geht aus den Texten von Ueli Mäder, Heiko Haumann und Peter Streckeisen hervor, dass bis anhin für die Wahrheitsfindung so problematische Quellen wie Biografie, Erinnerung und subjektive Sinngebung des eigenen Lebenslaufes einen Bedeutungswandel erfahren. Es gibt keine absolute Wahrheit im positivistischen Sinn, Erinnerung, Biografie und sinnstiftende Lebensbilder hingegen sind subjektive Wahrheiten und deshalb «wahr» (S. 151). Sie können als gültige Quellen zur Erforschung von Alltag herangezogen werden. Zum andern stellen Ueli Mäder und seine Mitarbeitenden wiederholt fest, dass Geld eine immer grössere Rolle spielt und unseren Alltag allgegenwärtig durchdringt. Rechtswesen, Sozialarbeit, Pflege hängen am Tropf der Zuwendungen, die eingestreuten Beispiele und Interviews sprechen eine klare Sprache. Die Folge davon sind ein Schrumpfen von spontaner Mitmenschlichkeit und die Gefährdung des

sozialen Friedens. Ueli Mäder fasst diese Entwicklung im Begriff «Ökonomismus» zusammen.

PAULA KÜNG-HEFTI

**NOYES, DOROTHY: HUMBLE THEORY:
Folklore's Grasp on Social Life.**

Bloomington: Indiana University Press, 2016,
470 S.

Mit *Humble Theory* legt die US-amerikanische Folkloristin Dorothy Noyes eine Zusammenstellung von insgesamt fünfzehn bereits publizierten Zeitschriften- und Sammelbandbeiträgen vor, die überwiegend in den letzten dreizehn Jahren erschienen sind (eine Ausnahme bildet das letzte, bislang unveröffentlichte Kapitel, *Compromised Concepts in Rising Waters: Making the Folk Resilient*). Der Band versammelt sowohl konzeptuelle Beiträge und Überblicksartikel wie auch Fallstudien, die exemplarisch für die Arbeiten Noyes' zu Netzwerken, Innovation und kulturellem Erbe stehen.

Im ersten Teil des Bandes (*The Work of Folklore Studies*) skizziert Noyes in fünf ordnenden «tours d'horizon» (S. 5) die folkloristische Beschäftigung mit zentralen Konzepten des Faches. In *Humble Theory*, dem namensgebenden und in gewisser Hinsicht auch programmatischsten Aufsatz des Sammelbandes, macht Noyes das Verhältnis der *folklore studies* zur Theoriebildung zum Thema. Dieses zeichne sich durch ein Statusunbehagen («status anxiety», S. 11) aus, das sowohl die grossen Theorien der Sozial- und Geisteswissenschaften, aber auch die unmittelbare Nähe von Künstlern und Praktikern beneide. Noyes argumentiert, dass die mittlere Position der *folklore studies* zwischen sozialer Praxis und lokaler Interpretation auf der einen und den grossen Theoriegebäuden und Abstraktionsversuchen auf der anderen Seite bestens geeignet sei, um konstruktive

und kritische Positionen zu sozialen Phänomenen einnehmen zu können. Dafür brauche es jedoch ein analytisches Vokabular, um die Bewegung, Transformation und Markierung von Formen der *folklore* beschreiben und vergleichen zu können – und ebendies sei eine Aufgabe von *humble theory*. Insbesondere für den dritten Teil des Bandes, der sich mit der Verwendung von Konzepten der *folklore studies* in globalen politischen Regimen – wie dem des Kulturerbes – auseinandersetzt, ist so ein analytisches Vokabular von zentraler Bedeutung: Hier geht es explizit um die Zirkulation solcher Formen in und zwischen verschiedenen Kontexten, die eine vergleichende und systematisierende Perspektive erfordern. Jedoch hätte diese Diskussion durchaus von neueren praxeografischen Debatten mit ähnlicher Stossrichtung zum Beispiel bei Schatzki oder Knorr-Cetina profitieren können, die ontologische Differenzierungen in Mikro, Meso und Makro verwerfen und konkrete soziale Praktiken nachverfolgen, um grössere Formationen greifbar zu machen, und dabei das von Noyes geforderte analytische Vokabular entwerfen.

Noyes Vorgehen, folkloristische Konzepte in ihrer fachgeschichtlichen Entwicklung zu diskutieren, mit empirischen Beispielen zu kombinieren und eine Systematisierung mittlerer Reichweite zu entwerfen, ohne Widersprüche und Kontingenzen zu tilgen, findet sich auch in den folgenden Beiträgen: In *Group* (dem ältesten, 1995 erschienenen Beitrag des Bandes) entwirft sie ausgehend von einer Kritik an früheren folkloristischen Rahmungen sozialer Kollektivität ein Netzwerkmodell, dass sie auch in den späteren Beiträgen zu vernakulären Erfindungen (*Hardscrabble Academies*) und zur Frage von gemeinschaftlichem Eigentum im Kontext des kulturellen Erbes (*The Judgement of Solomon*) heranzieht. Die «social location of culture» (S. 39), so Noyes vor dem

Hintergrund folkloristisch-volkskundlicher Debatten, liege nicht vorrangig in «small groups» (Ben-Amos), sondern in gleichsam imaginierten und performierten Gemeinschaften als *Netzwerken*, die beständig neu ausgehandelt werden, jedoch auch nicht Opfer einer radikalen Dekonstruktion durch die grossen Theorien werden. Ebenso wie im folgenden Aufsatz über den Traditionsbegriff (*Tradition: Three Traditions*) betont Noyes, dass die Bedeutung von Gemeinschaft oder kulturellen Objekten (S. 110) für die soziale Praxis auch in der sozialen Praxis selbst liegt. Diesem Diktum folgt der zweite Teil (*Histories and Economies of Tradition*) des Bandes, der die «vernacular participation in general cultural history» (S. 5) anhand unterschiedlicher Beispiele nachzeichnet. So analysiert Noyes in *Hardscrabble Academies: Toward a Social Economy of Vernacular Invention*, inwiefern das Konzept der Gemeinschaft im Diskurs über Innovationen eine Rolle spielt. Sie verwirft sowohl das Innovationsmodell der traditionellen Gemeinschaft, die kulturelle Neuerungen hervorbringe, wie auch das des schöpferischen Individuums zugunsten einer Vorstellung von Netzwerken als Quelle von Innovationen. Diese seien jedoch, anders als in betriebswirtschaftlichen Konzeptionen der «networked innovation», weder flexibel, homogen noch willkürlich, sondern durch soziale Praxis bestimmt. Hierzu zählen, so Noyes unter Rückgriff auf ihre Feldforschungen zu Festen in Katalonien, auch Faktoren wie Pflicht, Verantwortung, Not, Mangel, Langeweile, Wettbewerb und Konflikt – Elemente, die in Vorstellungen von harmonischen traditionellen Gemeinschaften oder dem Genius des individuellen Autors nur am Rande vorkommen, denen in der sozialen Praxis jedoch (wie auch zahlreiche empirisch-kulturwissenschaftliche und folkloristische Studien zum kulturellen Erbe gezeigt haben) eine grosse Rolle zukommt.

Der letzte Teil des Bandes (*Slogan-Concepts and Cultural Regimes*) macht die Relevanz der erwähnten zentralen folkloristischen Konzepte in politischen Prozessen zum Thema. In den vier Texten dieses Abschnittes werden die Inwertsetzung (oder Abwertung) von Kultur und politische Faktoren dieser folkloristischen Konzepte insbesondere im Kontext des kulturellen Erbes diskutiert. Das charakteristische vergleichend-systematisierende Vorgehen von *Humble Theory* kommt auch in *Heritage, Legacy, Zombie. How to Bury the Undead Past* zum Tragen: hier analysiert Noyes, wie in politischen Prozessen mit unliebsamen Elementen der Vergangenheit umgegangen wird und wie sich dieser Umgang zur Debatte um erwünschtes Kulturerbe verhält. Anhand von drei Beispielen, dem NATO-Einsatz in Afghanistan, dem Konflikt in Nordirland und den eingreifenden Bergbauaktivitäten in den Appalachen, zeigt Noyes, welche unterschiedlichen politischen Strategien und welche Rahmungen von Vergangem (positives «heritage» oder negatives «zombie») zum Einsatz kommen. Die Analyse dieser drei Fälle zeigt auf, was Noyes mit einer *humble theory* in praktischer Umsetzung meint: ein vergleichendes Vorgehen, welches lokale Praktiken als Knotenpunkte in grösseren Netzwerken sieht, in denen Formen – wie der rhetorische oder politische Umgang mit der Vergangenheit – zirkulieren und mit anderen Formen – wie dem Kulturerberegime der UNESCO – in Beziehung stehen.

Mit *Humble Theory* legt Noyes einen Sammelband vor, der in seiner Konzeption einen Überblick über vergangene und gegenwärtige zentrale Debatten in den *folklore studies* ermöglicht. Jeder Text stellt für sich eine anregende Lektüre dar, die den Leser in komplexe Fachdiskussionen über soziale Kollektivitäten, Tradition, Kulturerbe oder Resilienz auf eine ordnende Art einzuführen vermag, ohne dabei reduktionistisch zu sein. Wie Noyes zu Recht

bemerkt, liegen damit keine abgeschlossenen und enzyklopädischen Überblicke vor, sondern Texte, die zu einem «arguing on central questions» (S. 5) anregen. Insbesondere für die deutschsprachigen empirischen Kulturwissenschaften ist *Humble Theory* ein ebenso ertragreicher wie – trotz des Alters einiger Texte – aktueller Zugang zu gegenwärtig diskutierten Konzepten der *folklore studies*. Zugleich bietet der Band über seine Konzeption die lohnenswerte Möglichkeit, sich eingehender mit dem Œuvre von Noyes auseinanderzusetzen. Erwähnt sei abschliessend jedoch noch, dass die Zusammenstellung bereits publizierter und grösstenteils gut verfügbarer Texte durch eine ausführlichere und kommentierende Synopsis, die die einzelnen Teile des Sammelbandes stärker in einen Zusammenhang bringt, hätte profitieren können.

STEFAN GROTH

SCHENKER-NAY, ANDRÉ: Die Surselva und Ilanz. Eine Zeitreise durch vier Jahrhunderte.

Glarus: Somedia Buchverlag, 2015, 264 S., Ill.

Wie in allen Landesteilen der Schweiz erfolgen seit wenigen Jahrzehnten auch im Kanton Graubünden politische Gebietsreformen. So ist im Raum Vorderrhein am 1. Januar 2014 das Städtchen Ilanz durch eine Fusion mit zwölf umliegenden Gemeinden zur flächenmässig bedeutend grösseren Gemeinde Ilanz/Glion geworden. Und der erst 2004 entstandene Regionalverband Surselva wurde am 1. Januar 2016 durch die Region Surselva abgelöst. Seither werden zahlreiche Aufgaben mittels Leistungsvereinbarungen von den Gemeinden an die Region übertragen und die Führung ist nicht mehr ein vom Volk gewähltes Regionalparlament, sondern eine Präsidentenkonferenz, aus deren Mitte ein Fünfergremium als Exekutive

gewählt wird. Dieses hat die Region nach aussen zu vertreten.

Veränderungen wie die eben geschilderten gehen nie spurlos an der Bevölkerung vorbei und sind oft gewöhnungsbedürftig. Der Souverän hat zwar den Veränderungen mehrheitlich auf dem Stimmzettel zugestimmt, doch manchen Bürger schmerzt es dann doch, wenn er nun nicht mehr Einwohner und Bürger von Pitasch oder Schnaus ist, sondern einer von Ilanz/Glion und wenn er nicht mehr die Mitglieder des Regionalparlaments an der Urne wählen kann.

Exakt in der Zeit dieses Umbruchs und der geforderten Neuorientierung erschien nun ein gewichtiges Werk des Diplomgeografen André Schenker-Nay, das sowohl einen Rückblick auf die Geschichte und die Transformationen des Vorderrheingebietes gestattet als auch als Gegenwartskunde verstanden werden darf. Der Autor, aus dem Raum Basel stammend, lernte durch die Heirat das Herkunftsgebiet seiner rätoromanisch sprechenden Frau kennen. Das Interesse an dieser inneralpinen Region Graubündens verstärkte sich in der Folge zunehmend und veranlasste den Geografen zu einer systematischen Analyse des Vorderrheingebietes hinsichtlich der Veränderungen der Umwelt und der Kulturlandschaft während der letzten vier Jahrhunderte.

Das nun vorliegende Ergebnis ist ein gewichtiges Buch im Querformat, das neben Paralleltexten in Deutsch und Rätoromanisch viele Tabellen und rund 200 historische und aktuelle Fotos enthält. Nur wenige ältere Fotos sind dabei gestellt. Ein auffälliges Element auf manchen Druckseiten sind die zahlreichen Kästchen, die mit Literaturzitaten und Aussagen von Zeitzeugen gefüllt sind. Gegliedert ist der Band in vier grosse Kapitel: inneralpine Selbstversorgerwirtschaft, das Städtchen Ilanz, Vorderrhein und Glenner als landschaftsformende Fliessgewässer, Menschen

und Landschaften in den Dörfern. Die hier nicht wörtlich wiedergegebenen Titelüberschriften besagen bereits, dass auch der Kulturwissenschaftler dieses Buch mit Gewinn zur Hand nehmen darf. Er erfährt darin nämlich manches über den harten Alltag der Bevölkerung, über deren Arbeit (nicht bloss in der Berglandwirtschaft, sondern auch als Handwerker und Fabrikarbeiter sowie in der Hauswirtschaft), über Krankheiten, Seuchen und hohe Kindersterblichkeit, über saisonale und permanente Migration, über Siedlungsstrukturen und Hausbau. Zur Sprache kommen auch die Folgen von Wetterlaunen und Auswirkungen des Klimas, die sich in Hochwasserkatastrophen und Hungerzeiten manifestierten. Beim Betrachten vieler Fotos fällt die einst fast allgegenwärtige Kornhiste auf, die dem Trocknen und Nachreifen des Getreides diene.

Die sorgfältig gemachte Regionalkunde ist mehr als ein Bilderbuch und darum jedem zur Lektüre empfohlen, der sich für alpines Leben und Arbeiten und namentlich für den Kulturlandschaftswandel interessiert. Selbstverständlich verfügt das Werk auch über einen Anhang mit ausführlichem Quellen- und Literaturverzeichnis.

DOMINIK WUNDERLIN

UTHER, HANS-JÜRIG: Deutscher Märchenkatalog. Ein Typenverzeichnis.

Münster: Waxmann, 2015, 757 S.

Wer sich vertiefend mit Märchen im engeren und mit Volksliteratur im weiteren Sinn befasst, darf sich freuen. Denn mit dem *Deutschen Märchenkatalog* liegt nun ein Arbeitsinstrument vor, das über 1100 Erzähltypen, darunter rund 170 neue Typen, vorstellt. Es ist das vorläufig jüngste Werk des eminenten Erzählforschers (Göttingen) und Germanistikprofessors (Essen). Uther veröffentlichte 2004 den überarbeiteten Aarne-Thompson-Index, ATU genannt,

und 2015, im gleichen Erscheinungsjahr wie der vorliegende Katalog, brachte er zusammen mit dem wissenschaftlichen Herausgaberteam die fünfzehnbändige *Enzyklopädie des Märchens* zum Abschluss. Auf diesem breiten, international ausgerichteten Hintergrund erscheint die Beschränkung auf deutschsprachiges Erzählgut geradezu als ein Auszug, eine Engführung oder aber als Quintessenz. Entscheidend ist, dass die Typen knapp und klar umrissen werden und dass die Nummerierung der ursprünglich von Antti Aarne festgelegten Typen beibehalten wird. Die Übereinstimmung mit dem Typenindex von Aarne-Thompson schafft Verbindlichkeit und hilft auch dem Laien, sich im weiten Feld der Märchenforschung und der Erzählliteratur, die der mündlichen Tradierung nahesteht, zurechtzufinden. Die Quellen sowie eine Auswahl von Sekundärliteratur werden in Endnoten angegeben. Dies ermöglicht es dem Leser, Ursprung und Verbreitung eines Erzähltyps auf einen Blick zu erfassen. Für das Alter eines Erzähltyps spielen Hinweise auf die Antike eine Rolle, insbesondere Äsop ist der Gewährsmann für ein hohes Alter einer Fabel; ihrer Langlebigkeit entsprechend ist eine grosse Verbreitung zu erwarten. Das Inhaltsverzeichnis ordnet die Erzähltypen nach Nummern, gibt ihnen aber auch Namen und Inhalte und ist deshalb beim Auffinden von bestimmten Themen oder Gattungen sehr hilfreich. Die Einleitung erklärt das methodische Vorgehen des Verfassers, der hier auch editorische Überlegungen ausspricht. So klammert er kleinformatige Gattungen der «einfachen Form» (André Jolles) aus, aber auch umfangreiche, novellenartige Märchen. Bemerkenswert ist ferner, dass er bei den Angaben zur Sekundärliteratur um 1800 eine Zäsur setzt. Nach 1800 schwellen Textausgaben und Abhandlungen zu den Erzähltypen an. Man muss darin eine intensive Hinwendung der deutschen Romantik zu Märchen und Sagen

sehen. Der Übersichtlichkeit und Lesbarkeit des Katalogs zuliebe kann Vollständigkeit kein Ziel sein.

Der *Märchenkatalog* dürfte im deutschsprachigen Raum den Typenindex von Aarne-Thompson ablösen. Bei so viel Exzellenz möchte ich bedauern, dass mittelhochdeutsche Sammelhandschriften, ediert und publiziert vom Francke Verlag Bern in den 1970er- und 1980er-Jahren, in den Quellenangaben nicht berücksichtigt wurden. Ich verweise als Beispiele auf die Nummern 34A und 211. Das Spätmittelalter ist eine Zeit des Umbruchs, Handschriften werden nach 1500 vom Buchdruck abgelöst. Aber für die Forschung von Erzählliteratur ist die Verschriftlichung von ursprünglich mündlich tradierten Erzählformen in den zahlreichen Volksbüchern, Kompilationen und Sammelhandschriften des 15. Jahrhunderts von grossem Interesse.

PAULA KÜNG-HEFTI

Eingesandte Bücher

BAYARD WALPEN, SYBILLE: *Der Clan vom Berg. Eine Walliser Grossfamilie erzählt.*

Baden: Hier + Jetzt, 2017, 224 S., Ill.

BEACHY, ROBERT: *Das andere Berlin. Die Erfindung der Homosexualität. Eine deutsche Geschichte 1867–1933.* München: Siedler, 2015, 463 S.

BETZ, GREGOR J.: *Vergnügter Protest. Erkundungen hybridisierter Formen kollektiven Ungehorsams.* Wiesbaden: Springer, 2015, 299 S.

BETZ, GREGOR J. ET AL. (HG.): *Hybride Events. Zur Diskussion zeitgeistiger Veranstaltungen.* Wiesbaden: Springer, 2017, 340 S., Ill.

BOSE, FRIEDRICH VON: *Das Humboldt-Forum. Eine Ethnografie seiner Planung.* Berlin: Kadmos, 2016, 320 S., Ill.

EISLER, CORNELIA, SILKE GÖTTSCHE-ELTEN (HG.): *Minderheiten im Europa der Zwi-*

schenkriegszeit. Wissenschaftliche Konzeptionen, mediale Vermittlung, politische Funktion. Münster: Waxmann, 2017 (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 12), 236 S.

ENDTER, CORDULA, SABINE KIENITZ (HG.): *Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen, Beziehungen und Materialitäten.* Bielefeld: Transcript, 2017 (Aging Studies, 10), 364 S., Ill.

GERBER, ADRIAN: *Zwischen Propaganda und Unterhaltung. Das Kino in der Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkriegs.* Diss. Zürich. Marburg: Schüren, 2017 (Zürcher Filmstudien, 37), 634 S., Ill.

GREWE, MARIA: *Teilen, Reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss.* Bielefeld: Transcript, 2017, 324 S.

HEINEN, SERINA: *Odin Rules. Religion, Medien und Musik im Pagan Metal.* Bielefeld: Transcript, 2017 (Religion und Medien, 3), 244 S., Ill.

KOMPATSCHER, GABRIELE, KARIN SCHACHINGER, REINGARD SPANNRING: *Human-Animal-Studies.* Stuttgart: UTB/Waxmann, 2017, 250 S.

LANGREITER, NIKOLA, KLARA LÖFFLER (HG.): *Selber machen. Diskurse und Praktiken des «Do it yourself».* Bielefeld: Transcript, 352 S., Ill.

MASSMÜNSTER, MICHEL: *Im Taumel der Nacht. Urbane Imaginationen, Rhythmen und Erfahrungen.* Frankfurt am Main: Campus, 2017, 315 S.

MEYER, SILKE: *Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit privater Insolvenz.* Berlin: Kadmos, 2017 (Arbeit und Alltag), 447 S.

NAST, MIRIAM: *«Perry Rhodan» lesen. Zur Serialität der Lektürepraktiken einer Heftrömanserie.* Diss. Tübingen 2016. Bielefeld: Transcript (Lettre), 2017,

NEUHAUS, STEFAN: *Märchen. 2., überarb. Auflage.* Stuttgart: UTB, 2017, 474 S.

- NIERADZIK, LUKAS: Der Wiener Schlachthof St. Marx. Transformation einer Arbeitswelt zwischen 1851 und 1914. Wien: Böhlau, 2017, 312 S., Ill.
- PARASECOLI, FABIO: Knowing Where It Comes From. Labeling Traditional Foods to Compete in a Global Market. Iowa City: Iowa University Press, 2017, 274 S.
- PESCH, DOROTHEE, BEATE SPIEGEL (Hg.): Sparen – Verschwenden – Wiederverwenden. Vom Wert der Dinge. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 2. April bis 10. September 2017 und im Schwäbischen Bauernhofmuseum Illerbeuren vom 15. März bis 15. Juli 2018. Oberschönenfeld: Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld, 2017 (Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, 56), 84 S., Ill.
- SCHEIDEGGER, TOBIAS: «Petite science». Ausseruniversitäre Naturforschung in der Schweiz um 1900. Diss. Zürich 2015. Göttingen: Wallstein, 2017, 707 S., Ill.
- WEISS, RICHARD: Häuser und Landschaften der Schweiz. Reprint. Bern: Hauptverlag, 2017, 376 S., Ill.
- WILLNER, SARAH: Geschichte en passant. Archäologisches Themenwandern in den Alpen als wissenskulturelle Praxis. Diss. Tübingen. Münster: Waxmann, 2017 (Edition historische Kulturwissenschaften, 2), 328 S.